

Mario Reading
Der dritte Antichrist

Buch

Drei Antichristen hatte Nostradamus seinerzeit vorausgesagt: Die beiden ersten haben die Welt bereits heimgesucht. Das

Kommen des dritten steht noch bevor ...

In den Bergen von Moldawien wird ein grausamer Tyrann als die zweite Erscheinung von Jesus Christus gefeiert. In den Zigeunerlagern Rumäniens könnte das ungeborene Kind einer Frau den Weltverlauf komplett verändern. In einem verseuchten Dreckloch in Mexiko schwören sich vier Geschwister auf Rache ein. Und nur Adam Sabir, der Hüter der verlorenen Prophezeiungen von Nostradamus, weiß um die fürchterlichen Konsequenzen, die ein Zusammentreffen dieser drei Schicksale nach sich ziehen wird ...

Autor

Mario Reading hat bereits in zahlreichen Berufen gearbeitet – darunter als Reitlehrer in Afrika und Verwalter einer Kaffeeplantage in Mexiko –, bevor er sich zunächst dem Schreiben von Sachbüchern widmete. Der internationale Durchbruch gelang Mario Reading jedoch mit seinem Debütroman *Die 52: Die Rechte* an diesem einzigartig spannenden Thriller wurden in 32 Länder verkauft.

Von Mario Reading ist bereits erschienen:

Die 52 (37122) · Corpus Maleficus (37598)

Mario Reading

Der dritte Antichrist

Thriller

Aus dem Englischen
von Fred Kinzel

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
»The Third Antichrist« bei Corvus, an imprint of Atlantic Books,
Grove Atlantic Ltd., London



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung November 2012 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © der Originalausgabe 2011 by Mario Reading

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012

by Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlagmotiv: © Johannes Wiebel | punchdesign, München,
unter Verwendung eines Motivs von Martin Wall/Shutterstock.com

Redaktion: Dr. Rainer Schöttle

DF · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-38049-7

www.blanvalet.de

Dieses Buch ist ein Geschenk für meine Frau

DIE VIERZEILER

Zwischen 1555 und 1558 schrieb Nostradamus neunhundert-zweiundvierzig Vierzeiler.

Nur von der Bibel wurden mehr Exemplare verkauft.

Gelehrte glauben heute, dass siebenundsiebzig dieser Verse den Aufstieg von zwei Antichristen vorhersagten: Napoleon und Hitler.

Weitere sechsunddreißig Vierzeiler beziehen sich auf einen dritten Antichristen.

Drei von ihnen finden sich auf der nächsten Seite.

*Du plus profond de l'Occident d'Europe,
De pauvre gens un ieune enfant naistra,
Qui par sa langue seduira grande troupe:
Son bruit au regne d'Orient plus croistra.*
(XXXV 3)

*Tasche de murder enormes adulteres,
Grand ennemy de tout le genre humain
Que sera pire qu'ayeulx, oncles, ne peres
En fer, feu, eau, sanguine & inhumain.*
(X 10)

*Du mont Royal naisra d'une casane,
Qui cave & compte viendra tyrannizer,
Dresser copie de la marche Millane,
Favene Florence d'or & gens expuizer.*
(XXXII 7)

*Tief im westlichen Europa
Wird armen Eltern ein Kind geboren werden.
Viele wird er mit seiner Zunge verführen,
Der Lärm seines Ruhms wird im Osten anschwellen.
(XXXV 3)*

*Befleckt mit Massenmord und Unzucht
Wird dieser große Feind der Menschheit
Schlimmer sein als jeder Mann vor ihm,
Ein Ungeheuer in Stahl, Feuer, Wasser, Blut.
(X 10)*

*Wenngleich geboren in Armut, erringt er höchste Macht,
Er wird sein Volk tyrannisieren und in den Ruin führen,
Eine tausendjährige Armee aufstellen.
Man nennt ihn glücklich, doch er kostet Leben und Gold.
(XXXII 7)*

EPITAPHE

Der Tag des Herrn wird aber kommen wie ein Dieb. Dann wird der Himmel prasselnd vergehen, die Elemente werden verbrannt und aufgelöst, die Erde und alles, was auf ihr ist, werden nicht mehr gefunden.

Zweiter Petrusbrief, 3,10

Auf jener Versammlung verblüffte ihn zum ersten Mal die endlose Vielfalt menschlichen Geistes, die verhindert, dass sich eine Wahrheit jemals zwei Personen in der gleichen Form darstellt.

Leo Tolstoi, *Krieg und Frieden*

*Töte einen Menschen, und du bist ein Mörder.
Töte Millionen von Menschen, und du bist ein Eroberer.
Töte alle, und du bist ein Gott.*

Jean Rostand, *Pensées d'un Biologiste*

Ein Meer ohne Ufer

*Ich bestaunte ein Meer ohne Ufer
Und ein Ufer ohne Meer.
Eine Dämmerung ohne Dunkelheit
Und eine Nacht ohne Tagesanbruch.
Später dann eine Sphäre ohne Ort,
Nicht Weisem und nicht Narr bekannt.
Und eine himmelblaue Kuppel,
Die sich hoch über der Erde dreht.
Und eine blühende Welt ohne Himmel
Und Hölle, deren Geheimnisse verborgen sind...*

*Ich forderte ein ewiges Rätsel heraus,
Denn man fragte mich: Hat das Denken dir den Kopf verdreht?
Ich antwortete: Ich kann es nicht sagen; mein Rat wäre:
Habt Geduld damit, solange ihr lebt.
Doch, kurz gesagt, hat sich das Denken erst einmal
In meinem Geiste festgesetzt, lodern bald Flammen aus der Glut
Und wachsen an zu einem unlöschbaren Feuer.
Dann wurde mir gesagt: »Wer sich zu Recht als ›frei geboren‹
Wähnt, der pflücket keine Blume,
Und wer von Liebe verzehrt um eine Schöne buhlt,
Wird niemals über den Brautpreis maulen!«*

Ibn al-'Arabi (1165–1240)

CENUCENCA, ORHEIUL VECHI, MOLDAWIEN

7. OKTOBER 1982

1 Dracul Lupei tötete seinen ersten Mann, als er zwölf Jahre alt war. An seinem Geburtstag, Donnerstag, 7. Oktober 1982.

Er hatte es nicht beabsichtigt. Doch als er später darüber nachdachte, erkannte er, dass es unvermeidlich gewesen war. So, wie ein Junge seine Unschuld verlor. Das jedoch – die Sache mit der Unschuld – hatte er bereits im Jahr zuvor mit seiner Schwester Antanasia erledigt.

Was seine Schwester anging, so hatte er nur von ihr bekommen, was so ziemlich die gesamte erwachsene männliche Einwohnerschaft von Cenucenca zu irgendeinem Zeitpunkt bekommen hatte. Draculs Vater Adrian vermietete sie an Freitagabenden, wenn er Geld zum Trinken brauchte. Die beiden Geschwister teilten sich ein Schlafzimmer im hinteren Teil des windschiefen Bauernhauses ihres Vaters, weshalb Dracul zum Zuhören gezwungen gewesen war, seit die ganze Geschichte irgendwann um Antanasias zehnten Geburtstag herum angefangen hatte. Er hatte vier Jahre lang zugehört. Dann, bald nachdem er seine erste Erektion bekommen hatte, hatte er es selbst ausprobiert.

Doch einen Mann zu töten war besser. Viel besser.

Um sich ein wenig Geld zu verdienen, hatte Dracul die Ge-

wohnheit angenommen, jeden Sonntagmorgen zu der aus dem 13. Jahrhundert stammenden Höhlen-Einsiedelei Orheiul Vechi aufzubrechen, die sechs Kilometer talaufwärts vom Haus seines Vaters lag. Vom nahe gelegenen Dorf Butuceni ging man noch zwanzig Minuten bergauf zur Einsiedelei. Sie lag auf einem wilden Hochplateau, das den Fluss Raut beherrschte, nur wenige Hundert Meter von der gleichermaßen Schwindel erregend hoch gelegenen Pfarrkirche St. Maria entfernt.

Der prähistorische Höhlenkomplex war fast völlig von der Außenwelt abgeschnitten, auch der Teil, der das aufgegebene Höhlenkloster hoch oben auf einem mächtigen Kreidefelsvorsprung über der Schlucht beherbergte. Die verbliebene Einsiedelei, außer der von dem einst blühenden Kloster Pestere nichts übrig geblieben war, überragte eine Landschaft, die am ehesten an ein auf das Gaeto-Dacia-Plateau versetztes Stück des Planeten Mars erinnerte.

Die Hauptkapelle, die zu einem ausgedehnten Wabensystem unter der Oberfläche des Plateaus gehörte, war nur durch eine massive Tür zu erreichen, hinter der eine steinerne Treppe zur Hauptkrypta hinunterführte. Die Krypta enthielt einen aus Holz geschnitzten Altaraufsatz, der exakt den Dimensionen der Höhle angepasst war, und einige wahllos zusammengetragene Möbel auf durchgelaufenen Orientteppichen. Andachtsbilder und alte Ikonen waren über die Wände verteilt. Die einzige Fensterscharte ließ wenig Licht ein, und durch die Tür, die zu dem von keinem Geländer geschützten steinernen Pfad über dem siebenzig Meter tiefer fließenden Fluss führte, drang ebenfalls nicht viel Helligkeit, denn sie war gänzlich von ausgefranseten Damastvorhängen bedeckt, die eine großmütige Seele der Einsiedelei vermacht hatte, als sie anderswo nicht mehr gebraucht wurden.

Ein einziger alter Mönch bewohnte die Einsiedelei dieser

Tage, und er verbrachte den größten Teil seiner Zeit mit Beten, Bibellektüre und Ikonenmalerei und wurde deshalb von den staatlichen Behörden toleriert. Auf diese Weise war es Dracul nach und nach gelungen, den äußeren Teil des Höhlenkomplexes an sich zu bringen.

Wenn Besuchergruppen kamen – die Kommunistische Jugend etwa, die Vereinigung der Cognac-Arbeiter oder Angehörige der Nomenklatura, die nach einem Besuch in den nahe gelegenen Weinkellereien von Cricova oder Cojusna betrunken waren und ein bisschen Hochlandluft schnuppern wollten –, wartete Dracul bereits auf sie. Je nach Alkoholisierungsgrad der Gruppe und abhängig davon, ob sie offizielle Führer dabei hatten, trat Dracul dann vor sie und bot seine Dienste an.

»Ihr gebt mir Geld. Ich bringe euch an Orte, die ihr sonst nie zu sehen bekommt. Geheime Orte. Ihr seht Aussichten, bei denen euch schlecht wird vor Angst. Ihr seht Schlangen. Ihr seht wilde Eber. Ihr seht Wölfe. Vielleicht sogar Bären.« Es war natürlich alles Quatsch, aber da Dracul darauf bestand, im Voraus bezahlt zu werden, gelang es ihm in der Regel, den erwartungsfrohen Touristen ein sauberes Paar Fersen zu zeigen, wenn die versprochenen Wunder ausblieben. Unnötig zu sagen, dass kaum jemand ein zweites Mal kam.

An Dracul kam man so leicht nicht vorbei. Von frühester Kindheit an war er ein geborener Verkäufer gewesen. Ein goldenes Mundwerk hatte seine Mutter ihm bescheinigt – ihrem Goldjungen. Wenn es die Besuchergruppen ablehnten, ihn zu bezahlen, spreizte sich Dracul in den einzigen Eingang zum Höhlenkomplex und weigerte sich, Platz zu machen. Damit stellte er die Besucher vor ein Dilemma.

Sie konnten ihn entweder mit Gewalt entfernen – aber meist war eine freundliche Seele unter ihnen, die Einwände dagegen erhob, dass sich erwachsene Männer und Frauen an einem Kind

vergriffen – oder sie konnten zu einer gütlichen Einigung mit ihm kommen und eingelassen werden. Und die Einigung war normalerweise der leichtere Weg.

Vor allem, wenn man so sinnlos betrunken war, wie es der Astronaut Juri Gagarin 1966 bei einem Besuch in der Weinkellerei von Cricova zwei Tage lang gewesen war. Die moldawischen Behörden hatten schließlich einen Suchtrupp geschickt, um ihn zu identifizieren und aus der Kellerei zu tragen. Dracul wusste das, weil sein Vater zu der Mannschaft gehört hatte. Man hatte sie am ersten Tag von Gagarins Besuch in die unterirdische Anlage abkommandiert. Vierundzwanzig Stunden später waren sie, inzwischen ihrerseits sternhagelvoll, wieder aufgetaucht. Wie sein Vater gesagt hatte – es gab einhundertzwanzig Kilometer Tunnel in dem Komplex, von denen volle sechzig zur Lagerung von Wein benutzt wurden. Was sollte ein Mann da machen? Während des anschließenden Besuchs in dem Felsenkloster hatten sie Gagarin an ein Führungsseil binden müssen, damit er nicht versehentlich über den Rand der Klippe stürzte und ein PR-Desaster auslöste, das Russlands Vorherrschaft beim Wetlauf ins All ein für alle Mal beendet hätte.

Dieser Tage waren es meist Regierungs-Apparatschiks – nicht so betrunken wie Gagarin vielleicht und sehr viel weniger prominent –, die sich die endlosen Steinstufen zu dem großen Kreuz hinaufschleppten, das auf halbem Weg zwischen der Kirche St. Maria und dem Eingang zur Einsiedelei wie eine ausgestreckte Hand aus dem höchsten Punkt des Plateaus von Orheiul Vechi ragte.

Der alte Mönch – dessen Name Dracul nie interessiert hatte – schien von dem Treiben des Jungen nichts mitzubekommen. Allerdings hatte er in letzter Zeit angefangen, sich jedes Mal zu bekreuzigen, wenn Dracul in Sicht kam. Offenbar ahnte er also etwas, auch wenn ihm die Einzelheiten entgingen.

Bisweilen erschien es Dracul, als hätte er die Rolle der zur Buße auferlegten Bürde übernommen, die der Mönch jetzt automatisch zu tragen hatte. Das freute Dracul. Es gefiel ihm, eine zur Buße auferlegte Bürde zu sein.

Aber der Mord war selbst für ihn ein Schock gewesen.

2 So gut wie nie kam jemand allein zur Einsiedelei. In Moldawien konnten sich nur hochrangige Mitglieder der Partei ein eigenes Auto leisten, und solche Personen vergnügten sich eher nicht damit, einen einsamen Mönch dabei zu beobachten, wie er in einer siebenhundert Jahre alten besseren Höhle seinem Tagwerk nachging.

Doch an diesem Tag hielt ein schwarzer, gepanzerter ZIL-115 am Dorfrand von Butuceni. Ein einzelner Mann stieg aus. Er trug einen glänzenden Anzug, eine rote Krawatte und ein ordentlich zu einem Dreieck gefaltetes weißes Einstecktuch. Für Dracul sah er aus wie Leonid Breschnew, dessen Bild sein Vater an der Wand des Außenklos hängen hatte. Zwei kleine Medaillen steckten unter dem Einstecktuch des Mannes – genau wie auf dem Bild des sowjetischen Generalsekretärs Breschnew. Tatsächlich machte er den Eindruck, als käme er gerade aus einer wichtigen Sitzung und hätte aus einer Laune heraus beschlossen, sich die Zeit bis zu seinem nächsten Termin mit einem kurzen Ausflug aufs Land zu vertreiben. Vielleicht war er in Butuceni zur Welt gekommen, dachte Dracul, und wollte die Stätten seiner Jugend noch einmal besuchen. Oder wollte er nur sehen, wie die einfachen Leute lebten?

Dracul hockte hinter einer zerfallenden Steinmauer und beobachtete den Mann. Der rauchte zuerst eine Zigarette. Dracul roch den Tabak, den der kalte Wind zu ihm wehte. Dann bellte der Mann seinem Chauffeur etwas zu. Der Chauffeur eilte aus dem Wagen und brachte den schwarzen Pelzmantel seines Ar-

beitgebers. Er legte ihn um die Schultern des Mannes, sodass der Mantel fast bis zum Boden hinabhing.

Dracul schluckte. Es war ein wunderschöner Mantel. Ein jede Vorstellung übersteigender Mantel. Er war so groß und das Fell war so dicht, dass er notfalls sogar als Decke hätte dienen können. Und wenn nicht das, ließ sich der Mantel – beispielsweise nach einem Diebstahl, der zu einem Besitzerwechsel führte – tarnen, indem man den unteren Teil abschnitt, womit im Handumdrehen eine Jacke plus passender Mütze daraus wurde. Antanasia war eine geschickte Näherin. Sie würde den Mantel problemlos Draculs Anforderungen entsprechend umarbeiten können. Er konnte ihr sogar ein wenig von dem verbliebenen Fell schenken, damit sie sich einen Muff gegen die Winterkälte daraus machte – natürlich nur, wenn sie ihm den Gefallen tat und ihm einige der besonderen Wohltaten gewährte, die ihre Freitagabendbesucher so häufig von ihr verlangten.

Dracul beobachtete, wie der Mann die steinernen Stufen zum Plateau hinaufstieg. Der Chauffeur beobachtete den Mann ebenfalls, das Gesicht zu einem hochnäsigen Grinsen verzogen. Dann stieg er wieder in den Wagen, dessen Motor er hatte laufen lassen, um die Wärme zu bewahren, und schlug die Tür zu.

Dracul schlich dem Mantelträger zum Klosterkomplex nach. Schnell wurde offenbar, dass der Mann aus irgendeinem Grund die eigentliche Einsiedelei selbst besuchen wollte und nicht einfach nur die Marienkirche. Diese Entscheidung spielte Dracul in die Hände.

Im letztmöglichen Moment flitzte er vor den Mann und spreizte sich in den Eingang der Einsiedelei. »Geht Ihr hinein, bezahlt Ihr. Ihr bezahlt mich. Sonst geht Ihr nicht hinein.«

Draculs Blick wanderte über den Mantel des Mannes wie der eines Hundes, der einen Markknochen abschätzt. Aus der Nähe betrachtet war der Pelz noch prächtiger als zunächst angenom-

men. Tatsächlich war es der mit Abstand schönste Gegenstand, den Dracul in seinem Leben gesehen hatte. Hätte er hundert Rubel besessen, er hätte sie bereitwillig für einen solchen Mantel ausgegeben. Aber er hatte nur achtundsiebzig und eine halbe Kopeke. Kaum genug, um ein Paar Nylonsocken auf dem örtlichen Flohmarkt zu kaufen – von einem Lammfellmantel ganz zu schweigen.

Der Mann schlug Dracul mit der Faust ins Gesicht. Der Kopf des Jungen krachte gegen das harte Holz der Tür, als würde er auf einer Feder geschwenkt. Der Schock war absolut. Dracul sank nach vorn auf die Knie und erbrach sein Frühstück.

Der Mann trat Dracul in den Bauch. Dann wischte er sich den Schuh – der von ein wenig Erbrochenem besudelt war – an der Hose des Jungen ab.

Der Mann zögerte einen Moment und überlegte erkennbar, ob er Dracul noch einmal treten sollte. Dann brummte er, öffnete die Tür zur Einsiedelei und begann die steinerne Treppe hinunterzusteigen.

3 Dracul lag auf dem Boden vor dem Klostereingang. Niemand hatte ihn je zuvor so hart geschlagen. Nicht einmal sein Vater in einem seiner Tobsuchtsanfälle, wenn er betrunken war. Dracul vermutete, dass sein Kiefer gebrochen war. Und ein oder zwei Rippen.

Er würgte trocken wie eine Katze. Dann stemmte er sich auf die Knie. Er verharrte eine Weile auf allen vieren und ließ den Kopf zwischen den Schultern hängen. Schließlich richtete er sich auf und taumelte zu dem großen Steinkreuz, vornübergebeugt und mit den Händen an den Bauch gedrückt, als litte er unter einer Kolik.

Dracul brach im Windschatten des Kreuzes zusammen. Die eisige Luft fraß sich durch seine dünne Jacke und kroch suchend in seinen Hosenbeinen nach oben.

Trotz des heftigen Schmerzes konnte Dracul an nichts anderes als den Lammfellmantel des Mannes denken. Er empfand eine ungeheure Bewunderung für den Mann. Diese namenlose Person war ohne Frage eminent wichtig. Jemand, dem er nach- eifern musste. In all den Jahren, in denen Dracul seinen Lebens- unterhalt durch Erpressung der Klosterbesucher zusammenge- kratzt hatte, hatte niemand reagiert wie dieser Mann. Bisweilen hatte man ihn gepackt oder unsanft zur Seite gestoßen, sicher – aber niemals so vorsätzlich gewalttätig. Die Leute hatten ein- fach nur frustriert reagiert.

Dieser Mann jedoch hatte völlig bedenkenlos gehandelt. Dracul hatte sich ihm in den Weg gestellt. Also hatte er ihn aus dem Weg geräumt. Der Umstand, dass Dracul erst zwölf war, hatte den Mann nicht im Mindesten gerührt.

Dracul schlang die Arme um den Leib und stöhnte. Der Schmerz in seinen Rippen breitete sich über den Magen aus. Er hustete, um wieder einen freien Rachen zu bekommen, aber der Schmerz, den das verursachte, hätte ihn beinahe ohnmäch- tig werden lassen. Er presste sich die Hand auf den Mund, um einen weiteren Hustenreiz zu unterdrücken.

Es war Oktober, und der Herbst versprach bitterkalt zu wer- den. Dracul wusste, er würde mit seinen Verletzungen nicht weit laufen können. Vielleicht nicht einmal bis zum nahen Butuceni. Würde der Einsiedler ihn aufnehmen? Durfte er eine Weile in einer der steinernen Zellen liegen, die den Mönchen als Schlaf- zimmer gedient hatten? Wahrscheinlich nicht. Der alte Mann sprach mit niemandem. Und er misstraute Dracul – so viel war klar. Er argwöhnte, dass Dracul die Klosteranlage missbrauchte.

Dracul spürte eher, als dass er es sah, wie sich der Mann näherte. Den Lammfellmantel hatte er immer noch über die Schultern gelegt wie einen Umhang. Er blieb vor dem Kreuz stehen, ohne im Geringsten auf Dracul zu achten. Dann schlen-

derte er zum Rand des Plateaus und blickte über den Abgrund hinaus.

Das taten alle; es war nicht weiter überraschend. Der Anblick war eins der Wunder Moldawiens. Der Fluss schlängelte sich unterhalb des Kalksteinabbruchs dahin – siebzig Meter senkrechte Wand vom Sockel des großen Kreuzes – und glitt in der Ferne durch die Landschaft wie der Rücken einer sich entfernenden Grasviper.

Dracul sprang auf und lief zu dem Mann. Er dachte nicht an den Schmerz. Er fragte sich nicht, ob er in der Lage sein würde, sein Ziel zu erreichen. Er handelte einfach. Genau wie der Mann an der Klostertür gehandelt hatte.

Im allerletzten Moment begann sich der Mann umzudrehen, als wollte er Dracul mit der flachen Hand abwehren. Aber es war zu spät.

Dracul stieß den Mann mit voller Wucht in den Rücken, als der gerade auf einem Bein herumschwenkte, um seinem Angreifer entgegenzutreten. Genau in dem Moment, in dem er am verwundbarsten war.

Dracul war nicht groß, aber er war kräftig. Er war seit seinem sechsten Lebensjahr an harte Feldarbeit gewöhnt. Er war ein erstklassiger Schnitter und ein erstklassiger Heuwender, wie alle Jungen seines Alters im Dorf. Sein Körper war gestählt von der Ernte des Sommers.

Der Mann begann zu fallen.

Draculs letzte bewusste Handlung bestand darin, den Lammfellmantel von der Schulter des Mannes zu ziehen.

Dann wurde er ohnmächtig.

4 Der Schmerz in seiner Seite weckte Dracul fünf Minuten später. Er sah sich nach dem Mann um, aber der war nicht da. Der Lammfellmantel lag jedoch neben ihm wie die abgestreifte

Haut eines Reptils. Wie die abgestreifte Haut des Flusses, der sich unter ihnen durch das Tal schlängelte.

Dracul spürte, wie er zu halluzinieren begann. Leise stöhnend zog er den Mantel an sich und wickelte sich in ihn. Die Wärme und der Geruch des Fells beruhigten ihn sofort. Er lag eine Weile in den Pelz gepackt da und vermochte keinen klaren Gedanken zu fassen.

Der Angriff auf den Mann hatte weiteren Schaden in seinem Innern angerichtet. So viel stand fest. Dracul konnte kaum noch atmen. Es war, als füllten sich seine Lungen mit seifigem Schaum.

Der Chauffeur. Der Chauffeur würde kommen und nach seinem Herrn suchen. Dann würde er Dracul entdecken, ihn in diesem Pelzmantel sehen. Dann würde er über den Rand der Klippe schauen und die Leiche seines Herrn auf den Felsen in der Tiefe erkennen. Und der Herr des Chauffeurs war eindeutig ein bedeutender Mann.

Die Behörden würden Dracul fortbringen, und sie würden ihn foltern. Er hatte gehört, dass solche Dinge Leuten widerfahren, die sich mit hohen Parteifunktionären anlegten oder irgendwie bei der Nomenklatura in Ungnade fielen. Sein Vater tischte ihm regelmäßig grausame Geschichten darüber auf, was jenseits der Grenze in Rumänien geschehen war, in dem berüchtigten Gefängnis Sughet, ehe die maßgeblichen Kräfte es 1977 in eine Besenfabrik und ein Salzlager verwandelt hatten.

Der Umstand, dass Dracul noch minderjährig war, würde keine Rolle bei seiner Behandlung spielen. Er würde alles vielleicht sogar schlimmer machen. Sie würden ihn benutzen, so wie die Prozession der Männer, die an Freitagabenden zum Haus seines Vaters kamen, seine Schwester Antanasia benutzte. Und daran durfte Dracul nicht einmal denken.

Erneut zwang er sich schmerzlich langsam auf alle viere.

Ohne den Mantel loszulassen, richtete er sich auf und stand schwankend neben dem großen Kreuz. Ein Teil von ihm war versucht, zum Rand der Klippe zu gehen und nach der Leiche des bedeutenden Mannes Ausschau zu halten. Zu sehen, wohin er gefallen war. Aber Dracul wusste, dass das Wahnsinn war. Er würde ebenfalls stürzen. Oder der alte Mönch würde auf die Steinterrasse unterhalb der Einsiedelei herauskommen, um frische Luft zu schnappen, nach oben blicken und ihn sehen. Das durfte nicht geschehen.

Dracul taumelte von dem Kreuz fort zu einigen nahen Felsen. Er kannte von seinen früheren Streifzügen eine verborgene Höhle tief im Boden des Plateaus. Vielleicht hatte ein Eremit sie in der alten Zeit vor der Sowjetunion bewohnt. Möglicherweise wurde sie jetzt von wilden Tieren benutzt. Dracul kümmerte es nicht. Sie würde als Schutz vor dem Wind dienen. Niemand würde dorthinkommen. Niemand wusste von ihr. In all den Jahren, seit Dracul das Plateau besuchte, war sie unentdeckt geblieben.

Und jetzt hatte er außerdem den Mantel.

5 Als Dracul erwachte, lag er nicht in seiner geheimen Krypta, sondern auf einem der steinernen Betten im Schlafquartier des Höhlenklosters Pestere. Kerzen brannten zu seinem Kopf und zu seinen Füßen.

Erst dachte er, er sei vielleicht tot und die Dorfbewohner hätten seine Leiche gefunden und ihn für die Totenwache aufgebahrt. Dann bemerkte er, dass er immer noch den Lammfellmantel trug. Und dass er immer noch Schmerzen hatte. Und Tote, das wusste er, fühlten keinen Schmerz.

Er war in der Vergangenheit oft genug in den Schlafsaal der Mönche geschlichen, wenn das Wetter umgeschlagen war oder wenn er das Bedürfnis nach Nähe zu einem anderen Menschen verspürte, und sei sie noch so unkörperlich. Der alte Mönch war

halb taub. Es war leicht gewesen, sich anzuschleichen, etwas von seinem Essen zu stehlen und dann in dem Unterschlupf zu bleiben, bis das Unwetter abgezogen war.

Dracul pflegte sich die Zeit damit zu vertreiben, dass er den alten Mönch heimlich bei der Arbeit an seinen Ikonen beobachtete – oder ihn belauschte, wenn er seine Gebete murmelte. Manchmal machte er sich einen Spaß daraus, Dinge des alten Manns zu bewegen. Nur geringfügig, etwa indem er etwas auf einen anderen Stuhl legte. Oder in eine andere Bank in der Kapelle. Glaubte der Mönch, dass Gott seine Sachen verstreute? Oder die Jungfrau Maria? Der Gedanke an die Verwirrung des alten Mönches erheiterte Dracul ungemein.

Beim Blick auf die Kerzen tauchte eine Erinnerung an die Totenwache für seine Mutter vor vier Jahren auf. Ihr wächsernes Gesicht. Die kaum verhüllten Schwellungen um ihren Hals, die auch durch eine dicke Schicht Puder und Creme nicht richtig zum Verschwinden gebracht werden konnten.

Erst hatte Dracul vermutet, sein Vater hätte seine Mutter in einem Eifersuchtsanfall getötet. Das Wüten seines Vaters war eine Erfahrung, die sich wie ein roter Faden durch Draculs frühe Lebensjahre gezogen hatte. Alles ging wochen-, wenn nicht monatelang gut. Dann verschwand seine Mutter überraschend aus dem Haus. Sie blieb tagelang weg. Sein Vater rannte in wachsender Verzweiflung im Dorf herum und verfluchte die Tatsache, dass er eine Zigeunerin geheiratet hatte, schimpfte über die Rastlosigkeit seiner Frau. Dann fing er an zu trinken.

Gegen Ende der Woche war er ein wandelnder Albtraum. Das Haar zottelig, die Kleidung nicht gewaschen, die Kinder ohne Essen. Wenn ein Ausbrechen von Draculs Mutter zufällig in die Erntezeit fiel, ließ Adrian Lupei in seinem Verdruss die Felder einfach stehen.

»Zina, Zina«, schrie er im Dorf herum.

»Er ist verhext«, sagten die Dorfbewohner dann. »Die Zigeunerhexe *Vrajitoare* hat ihn verhext. So etwas kommt immer dabei heraus, wenn eine Rasse die andere heiratet. Schaut nur, selbst ihr Name ist verhext. Zina bedeutet ›eine Fremde‹, und Samana bedeutet ›eine, die wandert‹.«

Dracul hatte seine Mutter geliebt. Sie war wild und unberechenbar gewesen; er konnte nie wissen, ob sie ihn küssen oder schlagen würde. Aber wenn es ihr gut ging – wenn sie glücklich war –, hatten er und Antanasia eine zauberhafte Zeit. Sie nahm die beiden mit in den Wald und zeigte ihnen Kräuter, Wurzeln und die heilkräftige Rinde von Bäumen, und sie erklärte ihnen abergläubische Vorstellungen und Volksmärchen. Sie brachte ihnen bei, Tierfährten zu lesen, und klärte sie über die Bedeutung der einzelnen Tiere im Wald auf. Und sie erzählte ihnen Zigeunergeschichten, über ihre Vorfahren und die merkwürdigen Dinge, die sie getan hatten oder die ihnen angetan worden waren.

Einmal erzählte sie ihnen vom Conducator Ion Antonescu, seiner Zigeunerfeindlichkeit und seiner Rolle bei der »Säuberung« ihrer umfangreichen Roma-Sippe im Krieg.

»Antonescus Leute nahmen meine Großmutter, meinen Großvater, meinen Vater und seine sechs Geschwister gefangen und transportierten sie alle nach Transnistrien. Dann stahl Antonescu das Gold, das sie in den Deichseln ihrer Pferdekarren versteckt hatten, und tötete sie durch Typhusbazillen. Nur mein Vater entkam aus dem Lager, denn der Typhus hatte ihn verschont, und er war noch jung und kräftig genug, um trotz der Hungerrationen zurück nach Hause zu laufen. Doch er war ein anderer Mensch geworden. Auf seinem Weg aus Transnistrien heraus hatte er viele schlimme Dinge gesehen. Er hatte gesehen, wie eine schwangere Frau erschossen wurde und das noch lebende Kind in ihr zu strampeln begann. Sie hatten sie einfach umgebracht, weil sie mit dem Gewicht, das sie zu tragen hatte,

nicht mehr schnell genug gehen konnte. In Transnistrien waren er und seine Familie gezwungen gewesen, Hunde und gehäutete Maulwürfe zu essen und die Schnecken am Wegrand. Wenn sie Glück hatten, ergatterten sie im Hochsommer Frischwassermuscheln aus dem Fluss Bug oder konnten bei der einheimischen Bevölkerung um ein wenig Essen schachern. Aber die Krankheit erwies sich als zu viel für sie, und alle außer meinem Vater starben. Auf diese Weise hat der Staat unzählige Menschen unseres Volks ermordet. Unzählige Frauen vergewaltigt. Unsere Zukunft vergiftet. Unsere Vergangenheit ausgelöscht. Aber niemand betrauert uns. Niemand erinnert sich. Nur die Überlebenden. Und die werden nicht reden.«

»Warum, Mama? Warum werden sie nicht reden?«

»Ein weiser Mann sagte einmal: ›Wovon man nicht sprechen kann, davon muss man schweigen.««

»Was bedeutet das, Mama?«

»Ich kann es dir nicht sagen. Manche Dinge müssen für immer ein Geheimnis bleiben.«

Das letzte Mal, als ihre Mutter von ihrem Vater wegief, kam sie nicht mehr zurück. Zumindest nicht lebend.

Dorfbewohner fanden ihre Leiche in der Nähe der Ortschaft Calarasi. Man munkelte von Hexerei und möglicher Lynchjustiz. Manche erzählten flüsternd sogar von einer Schwarzen Messe – einer *Slujiba Neagra* –, die angeblich in der Nähe eines Weidenwäldchens abgehalten worden sein sollte. Zuerst war Draculs Vater verdächtigt worden, aber Dorfbewohner bezeugten, dass Adrian während der Abwesenheit seiner Frau nirgendwohin gegangen sei – schon gar nicht ins fünfzig Kilometer entfernte Calarasi. Und alle wussten außerdem, dass Adrian seine Frau geliebt und niemals die Hand gegen sie erhoben hatte. Oder zumindest nicht in einer ihrer Vergehen unangemessenen Weise. Ein gewisses Maß an Schlägen war gut für eine Frau und

hielt sie bei der Stange – vor allem, wenn sie eine Zigeunerin war. So sah man das im Dorf. Und überhaupt sollte eine Frau nicht allein in der Gegend herumreisen – was hatte das Flittchen erwartet?

Die Polizei war schließlich – nachdem Adrian eine angemessene Entschädigung für ihre Bemühungen gezahlt hatte – einverstanden gewesen, das Rätsel ihrer Ermordung ungelöst bleiben zu lassen. Sie war immerhin eine Roma gewesen – eine *Lautari*, von dem Stamm, der traditionell Musiker für Hochzeiten, Feste und Begräbnisse stellte – und damit im Großen und Ganzen unwichtig.

Dracul drehte sich mühsam zur Seite. Er stöhnte und fiel auf die ausgeschabte Steinplatte zurück. Wie war er hierhertransportiert worden? Der alte Mönch konnte ihn doch wohl nicht die zweihundert Meter von der geheimen Krypta zum Hauptteil des Höhlenklosters getragen haben, oder? Und dann die schmale Treppe hinunter, bis zum Schlaftrakt der Mönche? So etwas war einem einzelnen alten Mann nicht möglich. Und was war mit dem Toten? Und dessen Chauffeur? Und dem Lammfellmantel? Die Polizei würde kommen und ihn holen, und dann war alles vorbei. Es würde ihm wie der Familie seiner Mutter ergehen. Sie würden herausfinden, dass er ein halber Zigeuner war, und sie würden ihn töten.

Dracul fing an zu weinen. Er hatte seit dem Tod seiner Mutter nicht mehr geweint, und damals hatte er geglaubt, dass er es nie wieder tun würde. Doch jetzt weinte er lange und heftig, und dabei tauchten Bilder in seinem Kopf auf. Es war, als würde er sein ganzes vorheriges Leben aus sich herausweinen und als würde er zu einer anderen Person werden – zu jemandem, der härter, gnadenloser war. Dracul wusste: Wenn er überleben wollte, musste er sich in Zukunft nehmen, was er brauchte, so wie der Mann, den er getötet hatte. Er musste anderen seine

Denkweise aufzwingen und sie dadurch beherrschen. Wenn er es nicht tat, war er verloren, und sein Leben war nichts wert – so wie das seines Vaters.

Als Dracul nach seinem Weinen den Kopf hob, erkannte er, dass ihn der alte Mönch aus einer Ecke des Raums beobachtete. Und dass er eine Schale in einer Hand hielt und eine hölzerne Kelle in der anderen. Und dass sein Weinen den alten Mann gerührt hatte, dessen Gesicht nun ebenfalls Spuren der Tränen aufwies, die ihm über die faltige Haut gelaufen waren.

Merkwürdigerweise quälten Dracul jedoch die Tränen des alten Mönchs mehr, als dass sie eine Erleichterung für ihn gewesen wären. Als wären sie nicht aus Mitgefühl für den jungen Mann vergossen worden, der verletzt und stöhnend dort auf seinem Steinbett lag, sondern als Wehklage über seine unsterbliche Seele.

6 Dracul blieb zehn Tage lang im Kloster. Der alte Mönch pflegte ihn, er fütterte und wusch ihn und kümmerte sich um alle seine Bedürfnisse, aber nicht einmal sprach der Mönch mit ihm oder ließ in irgendeiner Weise erkennen, was aus dem Toten geworden war. Oder wie Dracul ins Kloster transportiert wurde.

Dracul akzeptierte die Schweigsamkeit des Mönchs. Es war gerecht. Er hatte den Verdacht, dass der Mönch ihn hasste. Sogar fürchtete. Aber es war ebenso klar, dass er durch seinen Glauben dazu gezwungen war, sich mildtätig gegenüber Dracul zu verhalten. Diese Schwäche auf Seiten des Mönchs kam Dracul gelegen. Die Dynamik, so fand er, diente einzig seinem Vorteil. Er erholte sich, während der Mönch litt. Und genauso sollte es sein.

Wenngleich der Mönch nicht mit Dracul sprach, konnte man streng genommen dennoch nicht behaupten, dass das Paar nicht kommunizierte. Während der Mahlzeiten pflegte der Mönch in

einer Ecke des steinernen Schlafsaals zu sitzen und Dracul aus der Bibel vorzulesen.

Zuerst stand Dracul der Sinn nach Widerspruch. Warum sollte er gezwungen sein, neben dem Schmerz von seinen Wunden die langweiligen Bibellesungen des Alten zu erdulden? Konnte der Mönch seine Bibel nicht woanders lesen und Dracul seinen Gedanken überlassen? Doch nach einer Weile fand Dracul die Geschichten – die entweder aus der Offenbarung stammten oder aus dem Evangelium und den Briefen des Apostels Johannes – so mitreißend, dass er sich regelrecht darauf freute.

In seinem Alltagsleben hatte Dracul kaum Grund gehabt, die Bibel zu studieren. Das kommunistische Regime, unter dem er immer gelebt hatte, betrachtete alle Formen von Religiosität mit Stirnrunzeln. Bibeln waren an den Schulen, die er besuchte, verboten. Sicher, manche Frauen im Dorf hielten die alten Bräuche noch hoch, und die Männer beugten heimlich das Knie und schlugen das Kreuzzeichen, wenn sie auf dem Weg zur Feldarbeit an dem alten Schrein im Wald vorbeikamen, aber Religion wurde ausdrücklich missbilligt – und nur am Rande gelehrt. Flüche nahmen jedoch weiterhin Bezug auf die Bibel, und es gab immer noch Priester, die durch die Dörfer reisten und heimliche Messen abhielten, sodass alle, die nicht öffentlich beten wollten, es privat tun konnten, ohne ihre Parteimitgliedschaft oder ihre Subventionen zu gefährden.

Aber Religion als solche spielte schon so lange nur eine Nebenrolle, dass ein Zwölfjähriger wahrscheinlich weder ihren Kern noch ihren Sinn verstehen konnte. Und das hoffte der alte Mönch eindeutig zu ändern. Warum aber las er Dracul dann nur über die Apokalypse vor? Und von Armageddon? Dem Wesen und der Gestalt des Tiers? Warum las er Dracul nicht über Jesus Christus und sein Opfer vor und von der Verwandlung der Welt durch die Kraft der Gnade?

Wie dem auch sein mochte, Dracul stellte fest, dass ihm das Zeug vom Ende der Welt ohnehin viel lieber war. Wenn man Gott dem Teufel gegenüberstellte, war es für Dracul ziemlich klar, dass der Teufel jedes Mal mühelos gewann. Gute Menschen wie seine Schwester Antanasia würden immer benutzt und missbraucht und von den schlechten Menschen dieser Welt unterdrückt werden – von schlechten Menschen wie ihm, seinem Vater und jenen Männern aus dem Dorf, die am Freitagabend die Aussicht langweilte, schon wieder mit ihren Frauen zu schlafen, und die Lust auf ein bisschen junges Fleisch hatten. Und natürlich das Geld, dafür zu bezahlen.

Manchmal fragte sich Dracul, ob seine Schwester insgeheim genoss, was da stattfand. Denn warum sollte sie sonst bleiben? Er gab sich große Mühe, sich in sie hineinzusetzen, konnte sie aber beim besten Willen nicht verstehen. Wenn ihm so etwas je passieren sollte, würde er furchtbare Rache an allen nehmen, die daran beteiligt gewesen waren. Waren Frauen in dieser Hinsicht vielleicht anders? Reagierten sie nicht in der gleichen Weise wie Männer?

Oder vielleicht stimmte es, was Draculs Großvater ihm erzählt hatte, und Eva hatte wirklich den Sündenfall des Menschen im Garten Eden verursacht. Und Evas Erdenleben und das aller ihrer weiblichen Nachfahren war als eine Strafe für diese Schande angelegt. Das würde in der Tat sehr gut erklären, was Antanasia widerfuhr. Sie und Opfer wie sie – dieser dumme alte Mönch zum Beispiel, der allein in seiner Zelle lebte – waren eigens dazu geboren worden, das Böse der Welt auf ihrem Rücken zu tragen.

Wenn er nur die Wahl zwischen diesen beiden Existenzen hätte – zwischen der des alten Mönchs und der seiner Schwester –, wäre Dracul lieber Antanasia gewesen. Wenigstens lachte sie von Zeit zu Zeit und fand Gefallen daran, ihm zu dienen. An-

ders als der Mönch, der immer mit einer Miene herumliefe, als hätte man gerade seine gesamte Familie vor seinen Augen abgeschlachtet. Vielleicht würde Antanasia eines Tages ein Kind von einem der Männer bekommen, denen sie zu Diensten war, und sich auf diese Weise erfüllen? Oder vielleicht würde er ihr selbst ein Kind machen? Es waren schon merkwürdigere Dinge passiert.

Aber dann dachte Dracul an seine Mutter. Das war eine Frau gewesen, die gewusst hatte, wie man einen Mann leiden ließ. Wie sie seinen Vater, Adrian, mit ihrer Abwesenheit zur Raserei getrieben hatte. Wie viel er sie auch schlug, sie ging trotzdem, wann immer ihr der Sinn danach stand. Wenn er in den dunkelsten Nachtstunden wach lag, fragte sich Dracul, welche Tragödie sie schließlich zu Fall gebracht hatte. Warum hatten ihre Mörder sich gegen sie gewandt? Und traf etwas von dem Gerücht zu, sie sei eine Hexe gewesen?

Dracul spürte, wie die vielen Gedanken, die in seinen Kopf drängten, sein Gehirn verstopften. Er hatte noch nie in seinem Leben so viel Zeit verbracht, ohne etwas zu tun. So viel Zeit gehabt, um einfach nur zu denken. Aber seine Rippenverletzungen machten es ihm unmöglich, sich zu bewegen, ohne dass sich Höllenschmerzen wie brennende Pfeile in seine Seiten und in die Brust bohrten.

Wenn er an einem Tiefpunkt angelangt war, fantasierte er sich ein Szenario zusammen, in dem sein Vater das ganze Dorf nach ihm suchen ließ und Angst hatte, er sei entführt oder von Bären gefressen worden. Aber insgeheim kannte er die Wahrheit. Sein Vater würde froh sein, wenn er aus dem Haus war, damit er Antanasia für sich allein hatte – und zum Teufel mit seinem vagabundierenden halben Zigeunersohn, was immer ihm zugestoßen sein mochte. Wenn er dann schließlich nach Hause kam, würde Adrian ihn nur so zum Spaß schlagen, so wie er es bei seiner Mutter getan hatte, sooft sie von ihren Aus-

flügen zurückgekehrt war. Dracul schloss die Augen und ließ den Zorn in sich hochkochen.

Gegen Ende seines Aufenthalts im Kloster, als sich Dracul zumindest aufsetzen und die erste feste Nahrung zu sich nehmen konnte, las ihm der Mönch von der Wiederkehr Christi vor. Wie die Parusie in der Schrift vorausgesagt wurde und welche Gestalt sie annehmen würde. Das fand Dracul sogar noch interessanter als die blutigen Offenbarungen des heiligen Johannes über das unvermeidliche Schicksal der Welt.

Wenn es zu einem solchen Untergang kam, dann war es doch zweifellos umso sinnvoller, das Beste aus der Zeit zu machen, die einem noch blieb. Und ebenso fraglos musste eine Person wie der wiedergeborene Erlöser eine noch nie gesehene Macht über die dummen Massen haben. Um sie zu manipulieren und seinem Willen zu unterwerfen. Und wie Dracul aus der Schule wusste, hatte jeder, der im Lauf der Geschichte solche Macht ausübte, sie früher oder später missbraucht – abgesehen vom Ausnahmefall Josef Stalin natürlich. Das Ganze war also eine ausgemachte Sache, oder nicht? Und man durfte gar nicht darüber nachdenken. »Wovon man nicht sprechen kann, davon muss man schweigen.«

Am allerletzten Tag seiner Gefangenschaft bat Dracul darum, dass ihm der Mönch einige Schlüsselstellen über die Wiederkehr Christi noch einmal vorlas, damit er sie sich einprägen konnte. Der alte Mönch weigerte sich. Als Dracul seine Obhut schließlich verließ, gab ihm der Einsiedler jedoch widerwillig ein zerfleddertes Exemplar der Bibel für seinen ganz persönlichen Gebrauch mit.

Dracul versteckte sie in seinem Lammfellmantel – neben den drei silbernen Kerzenhaltern, den beiden Ikonen und der goldfarbenen Hostienschale, die er bereits früher am Morgen aus der Kapelle geklaut hatte.

ZENOTE DIABLADA, YUKATAN, MEXIKO, EL DIA DE LOS MUERTOS (TAG DER TOTEN)

2. NOVEMBER 2009

7 Trotz seines pompösen Adoptivnamens, der sofort an Traueranzeigen denken ließ, war Abiger Delaigue Fortunatus de Bale, Comte D'Hyères und Pair de France, Marquis de Seyème und Chevalier de Sallefranquit-Bedeau kein Mann, der sich leicht der Trauer hingab.

Abis Zwillingsbruder Vaulderie war ziemlich sicher tot. Aber so war das Leben nun einmal. Hätte Abi beide Beine an eine Landmine verloren, er hätte den Verlust gleichermaßen pragmatisch gesehen und mit diesen flossenartigen Dingen laufen gelernt, die man manchmal im Fernsehen sah. Oder wenn er sich eine tödliche Krankheit eingefangen hätte – Darmkrebs beispielsweise oder ein kaputtes Herz –, hätte er mit den Schultern gezuckt und seine Medizin genommen. Operation. Tabletten. Tod. Wie es eben kam.

Aber körperlich unversehrt und bei vollem Bewusstsein in einem Kalksteinloch mit senkrechten Wänden zu ertrinken, das noch am ehesten an eine von Scheiße verkrustete Klosettschüs-

sel in einem Gefängnis erinnerte, machte Abi in der Tat sehr wütend.

Was seinen verstorbenen Bruder anging, so würden sie beide sich entweder im Himmel oder in der Hölle wiedertreffen, je nachdem ob sie Glück beim Lösen hatten. Abi sah Vau jetzt förmlich vor sich, direkt aus einem Gemälde vom Jüngsten Tag, wie er im Vorzimmer des Teufels auf ihn zugestürzt kam, um ihm eine persönliche Führung zum Unterweltfluss anzubieten.

»Schau dir das an, Abi. Siehst du diese Paare dort drüben? Die aus ihren Gräbern steigen? Alle weiß gekleidet? Und die Tiere? Die alle ein Herz im Maul tragen? Das sind die verlorenen Seelen. Und diese Tiere tragen die Herzen der Geschöpfe, die sie im Lauf ihres Lebens getötet und gefressen haben. Sie sind alle unterwegs zu Gott, der beim Jüngsten Gericht über sie urteilen wird.«

»Und was ist mit uns, Vau? Wird Er auch über uns zu Gericht sitzen? Wird Er uns dem Teufel überantworten?«

»Oh, nein, Abi. Wir sind der *Corpus maleficus*. Das Urteil über uns ist bereits gesprochen. Wir haben unsere Funktion erfüllt. Deshalb sind wir die Rechtschaffenen. Alle unsere Sünden wurden vergeben.«

Abi merkte, dass seine Gedanken abzuschweifen begannen. Vielleicht hatte sich sein Hirn mit Wasser vollgesaugt. Rechtschaffen? Er? Er schüttelte den Kopf und verstärkte seinen Griff an den beiden Leichen, die er als Auftriebskörper benutzte. Sie stanken noch nicht, aber das würde sich bald ändern.

Irgendwo in dem trüben Wasser unter ihm lag ein Suzuki, ebenfalls voller Toter. Die ebenfalls voller eiternder Wunden waren. Aber diese Toten waren nicht so frisch wie die Leichen, die rings um ihn auf der Oberfläche trieben. Die mexikanischen Drogenkriminellen in dem Wagen in der Tiefe waren bereits ei-

nen Tag länger da, und Gott allein mochte wissen, welche Auswirkung sie bereits auf das Grundwasser hatten.

Was für ein Witz. Er würde wahrscheinlich in Millionen Litern tödlich verseuchtem Wasser verdursten.

Abi zog sich wieder in seine Gedanken zurück. Er würde Vau vermissen. Seinen Enthusiasmus. Seine Leichtgläubigkeit. Seine Beschränktheit. Vor allem aber seine bequeme Verfügbarkeit als Kanal für all die Gedanken, die Abi ansonsten für sich behalten musste. Wen konnte er jetzt tyrannisieren? Wem konnte er sich jetzt überlegen fühlen? Rudra? Dakini? Nawal? Himmel. Das Schicksal und die Launen seiner Adoptivmutter hatten ihm das Kommando über ein Trio Missgeburten beschert.

Und jetzt schwamm er hier bei voller geistiger und körperlicher Gesundheit in einem zwanzig Meter tiefen Loch in Yukatan herum, dessen glatte Wände und dessen pure Abgeschlossenheit jeden Gedanken an Rettung unmöglich machten. Er hatte kein Handy. Er hatte keine Waffe. Dafür hatte der Eigentümer der Crystal-Meth-Fabrik gesorgt, in die er und seine Geschwister bei einem schiefgegangenen Waffengeschäft versehentlich gestolpert waren.

Alles, was Abi tun konnte, war, ziellos in weiß Gott wie tiefem Wasser herumzuschwimmen, während die Leichen seiner Brüder und Schwestern, seiner Feinde und seiner einstigen Opfer erst verfaulten, sich dann aufblähten und dann ihre Leichenstoffe in das pissesfarbene Wasser ringsum sickern ließen. Und die einzige Gefühlsregung, die er zustande brachte, war Zorn. Ein instinktiver, alles verzehrender und alles umfassender Zorn.

Es war das plötzliche Erlöschen aller Hoffnung, das zu diesem sonderbaren Effekt geführt hatte.

Vor gerade erst zwanzig Minuten, als Abi jeden Gedanken daran, jemals wieder lebend aus dem Zenote zu kommen, schon aufgegeben hatte, waren überraschend Schreie laut geworden.

Er hatte gesehen, wie seine Feinde, die ihn vor Kurzem noch verhöhnt und zur Zahlung von zehn Millionen Dollar als Ausgleich für die Zerstörung ihrer Fabrik und die Verstümmelung ihres Chefs aufgefordert hatten, über den Rand der Klippe gestürzt und neben ihm in den Tümpel geplumpst waren. Dann hatte er seinen Bruder Oni, der noch am Leben war und für die Familie und den Corpus maleficus kämpfte, am Rand des Zenote auftauchen und ein Maschinengewehr schwingen sehen.

Oni war zurückgekommen, um sie alle im letzten Augenblick zu retten. Oni der Barbar. Oni der Lemming-Töter. Oni der *Deus ex machina*. Der Mächtige. Der zwei Meter zehn große zahme Albino seiner Todesfee von Mutter.

Doch dann hatte sich der noch nicht ganz tote Boss des Drogenkartells aus seiner liegenden Position am Rand des Zenote aufgebäumt und Oni in den Kopf geschossen. Oni hatte einen Moment gezögert, als sei er sich nicht ganz sicher, ob man ihm wirklich das Gehirn durch ein Loch im Hinterkopf gepustet hatte. Dann war er vornübergekippt, und sein Körper hatte eine Bugwelle in dem Senkloch erzeugt, die die vier verbliebenen Corpus-Mitglieder wie Treibgut im Kielwasser der Titanic schaukeln und die Körper der Toten und nicht ganz Toten wie Korken in einem Glas auf und ab tanzen und aneinanderstoßen ließ.

Anschließend hatte der tödlich durchsiebte Mafioso zu Abi hinuntergegrinst, sich den Lauf seiner Automatik in den Mund gesteckt und sich selbst den Schädel weggeblasen. *So macht man das, Arschloch.*

Aber nach alledem blieb Abi mit einem großen Problem zurück. Wie sollte er sich, seinen verbliebenen Bruder und seine beiden verbliebenen Schwestern aus dem Zenote auf trockenes Land retten, ehe Zeit, Schwerkraft und Verseuchung ihren unausweichlichen Tribut forderten?

8 Abi hängt sich an ein paar der Leichen und verwandelte sie in einen behelfsmäßigen Schwimmkörper.

Dakini schwamm zu ihrem Bruder. Sie packte eine seiner Leichen und legte das Kinn darauf. Sie zuckte mit den Lippen wie ein Pferd. »Igitt. Dem hier ist in den Kopf geschossen worden. Ich sehe sein Gehirn durch das Loch. Und er fängt an zu riechen.« Sie schnupperte ein paar Mal, die Nase nahe am Ohr der Leiche. »Es ist wie eine Mischung aus Lakritze und Hundefleisch, mit ein bisschen toter Maus obendrauf.«

Abi unterdrückte ein Würgen. Dakini war immer die ekligste seiner Geschwister gewesen. Als Kind hatte sie die Angewohnheit gehabt, Tiere bei lebendigem Leib zu sezieren, um Nervenzuckungen und Anzeichen für Atemversagen zu beobachten.

»Wie lange genau wird er schwimmen? Das müssen wir wissen. Du bist die Wissenschaftlerin, Nawal. Was schätzt du?«

Nawal trat vor ihm Wasser. »Das ist einfach. Er schwimmt oben, bis der Sauerstoff in seinen Lungen und die in seiner Kleidung eingeschlossene Luft durch Wasser ersetzt sind. Dann sinkt er auf den Grund, bis die Bakterien in seinen Eingeweiden und seiner Brust genügend Kohlendioxid, Schwefelwasserstoff und Methan erzeugt haben, um ihn wieder an die Oberfläche steigen zu lassen. Es ist ein bisschen, als würde man einen Ballon neu aufblasen. Manchmal sinken Leichen wieder ab, bis sie noch mehr Gas produziert haben, und tauchen dann ein zweites Mal auf. Leichen, die mit dem Gesicht nach unten im Wasser liegen und schon tot waren, ehe sie im Wasser landeten, schwimmen tendenziell am längsten, weil die Luft nicht aus ihren Lungen entweichen kann. Logisch, wenn man darüber nachdenkt. Früher glaubte man, dass Frauen mit dem Gesicht nach oben und Männer mit dem Gesicht nach unten im Wasser treiben. Hatte offenbar irgendwas mit dem Geschlecht

zu tun – Brustauftrieb oder die Größe unserer Hintern. Aber das ist Quatsch. Alle schwimmen mit dem Gesicht nach unten. Schaut euch um. Sehr ihr irgendwen auf dem Rücken liegen? Ich kenne Forschungstechniker, die für das Material hier töten würden. Mit dem Gesicht nach unten ist gut für uns, Abi, weil der Sauerstoff länger in ihren Lungen eingeschlossen bleibt.«

Abi blies die Backen auf und verdrehte die Augen. »Sonst noch etwas? Oder bist du fertig?«

Nawal schüttelte den Kopf. »Ich denke, ich habe alles erklärt.«

»Gut, wenn das so ist, dann schlage ich vor, wir sammeln alle diese Wasserleichen ein, nehmen ihnen die Gürtel ab und binden sie damit zusammen. Dann schneiden wir ihre Hemden auf und verstopfen ihnen mit dem Stoff Mund und Nasenlöcher, damit die Luft nicht herauskann. Wir bauen uns eine Art Floß der Medusa aus ihnen. Auf diese Weise schaffen wir es vielleicht sogar, aus diesem Scheißwasser zu kommen und halbwegs trocken zu bleiben.«

»Findest du das nicht ein bisschen makaber?«

»Unnötigerweise zu sterben ist makaber. In einem Zenote inmitten von dreißig verwesenden Leichen zu schwimmen – darunter Verwandte von uns – ist makaber. Und apropos: Wie lange werden wir hier drin voraussichtlich durchhalten?«

»Durchhalten? Du meinst, bis wir die Arme in die Höhe werfen und uns untergehen lassen?«

»Etwas in der Art.«

»Das hängt davon ab, ob die Wassertemperatur hier drin unter zwanzig Grad liegt oder nicht.«

»Wovon redest du, Nawal?«

»Ein normaler, gesunder Mensch kann vollständig bekleidet und mit einer Schwimmweste ...«

»Wir haben keine Schwimmwesten.«

»Aber wir haben die Kadaver. Ist die gleiche Wirkung.«

»Okay, weiter.«

»Bei weniger als zwanzig Grad kommt es früher oder später zu Unterkühlung. Bei sechzehn Grad, zum Beispiel, nach rund drei Stunden.«

»Und das heißt für uns?«

Nawal sah zum Rand des Zenote hinauf. »Die Sonne ist für heute schon weg. Das heißt, wir haben sechzehn Stunden Dunkelheit, oder fast Dunkelheit, vor uns. Aber ich würde sagen, dass es hier drin immer noch um die einundzwanzig Grad hat. Wie der Mann, der sich gerade das Gehirn herausgepustet hat, sagte, könnten wir zwei, drei Tage schwimmend hier drin überleben. Vielleicht mehr. Unser Hauptproblem wird der Hunger sein.«

»Was ist mit Durst? Würdest du dieses Wasser trinken wollen?«

»Wenn ich muss.«

»Ich auch.«

»Dann los. Alle Gürtel runter. Lasst uns einen festen Kern aus Leichen bauen und die übrigen wie Ballast an die Seiten binden. Was schätzt du, auf wie viele wir zurückgreifen können?«

»Ich habe zweiundzwanzig gezählt. Einschließlich Oni und dem Arzt. Aber es könnten ein, zwei mehr sein. Schade, dass der Big Boss nicht ebenfalls heruntergefallen ist.«

»Das wäre zu schön gewesen, um wahr zu sein.«

Die vier verbliebenen Corpus-Mitglieder beeilten sich, ein Floß aus den Leichen zu bauen.

»Was machen wir, wenn wir fertig sind, Abi? Den Fernseher einschalten und eine Wiederholung von *Prinz Eisenherz* anschauen?«

Abi gratulierte sich, dass er den richtigen Tonfall für die

künftige Konversation des Quartetts vorgegeben hatte. »Erst die Arbeit, dann das Vergnügen, Rudi. Erst die Arbeit, dann das Vergnügen.«

9 Abi wusste um die Gefahr des Hyperventilierens. Wenn man vor dem Tauchen zu tief und zu lange atmete, verlor man wahrscheinlich das Bewusstsein. Atmete man zu wenig, schaffte man es nicht weiter als vier Meter nach unten, ehe einen der Atmosphärendruck wieder nach oben zwang wie einen Korken in einem Oliventopf.

Abi versuchte, genau das richtige Maß zu finden. Er leerte fünf-, sechsmal vollständig die Lungen und atmete dann als Ersatz vielleicht achtzig bis fünfundachtzig Prozent Volumen ein. Gleichzeitig arbeitete er an seinem gesamten System, beruhigte seinen Puls und stellte sich eine Yoga-Sitzung vor, in der sein üblicher Lehrer ihn durch die Schritte des *Pranayama* führte. Das ließ ihn wieder an Vau denken. Er verlor kurz die Konzentration und musste sich anstrengen, den Kopf von negativen Gedanken zu säubern.

Als er bereit war, hechtete er ins Wasser und tauchte zu der Stelle hinunter, wo er das Wrack des Suzuki vermutete. Er hatte keine Ahnung, wie tief der Tümpel war oder ob der Wagen möglicherweise schräg durch das Wasser geglitten und an einer völlig anderen Stelle als bei seinem Eintritt zu liegen gekommen war. Aber das musste er eben sehen.

Er schätzte, dass er maximal zu fünf, sechs Tauchgängen in der Lage sein würde, ehe er den Stab an Rudra und die Mädchen weitergeben musste. Aber er war der bei Weitem beste Schwimmer von ihnen und war insgeheim überzeugt, dass, wenn er es nicht schaffte, die anderen es auch nicht fertigbringen würden. Er war der älteste verbliebene de Bale – mit Ausnahme von Madame, seiner Mutter, natürlich. Er war fünf-

zwanzig Jahre alt und auf der Höhe seiner Kraft. Wenn er es nicht konnte, konnte es niemand.

Sobald er unter Wasser war, wurde Abi klar, dass es noch ein Problem gab. Schlingpflanzen wuchsen in dichten Bändern vom Boden des Zenote herauf und beeinträchtigten die Sicht. Zuerst versuchte er, sich an den Pflanzen nach unten zu hangeln, aber sie brachen in seinen Händen ab wie Selleriestangen. Am Ende tauchte er spiralförmig nach unten, strich an die Pflanzen, aber passte auf, dass er sich nicht in ihnen verhedderte. In sieben Metern Tiefe konnte er den Grund des Zenote noch immer nicht sehen. In zehn Metern und nach drei Dekompressionen durch Nasezuhalten und Backenaufblasen beschloss er, es gut sein zu lassen und wieder aufzutauchen.

»Wie sieht es aus da unten?«

»Schwer zu sagen bei dem wenigen Licht.« Abi atmete tief und gierig ein. »Das Unkraut ist so dicht, dass man kaum durchsieht. Aber in einer Stunde wird es fünfmal schlimmer sein. Fünfmal trüber.«

»Bist du bis zum Grund gekommen?«

»Nicht mal annähernd. Und ich muss zehn Meter tief getaucht sein.«

»Es ist also hoffnungslos?«

»Nein. Ich versuche es noch mal. Aber ich brauche etwas, womit ich mich beschweren kann.«

»Zum Beispiel?«

»Schuhe. Schnappt euch alle Schuhe und bindet sie mit Schnürsenkeln oder den Klettverschlüssen zusammen. Unsere Freunde hier werden sie nicht mehr brauchen, es wird sie sogar leichter machen und ihnen mehr Auftrieb geben. Ich bastle mir eine Art Ballastgürtel daraus. Das müsste mich noch mal drei, vier Meter tiefer bringen.«

»Du bist verrückt, Abi.«



Mario Reading

Der dritte Antichrist

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-38049-7

Blanvalet

Erscheinungstermin: Oktober 2012

2012: Das Ende naht ...

Vor fünf Jahrhunderten sagte Nostradamus drei Antichristen voraus. Zwei, Napoleon und Hitler, haben die Welt bereits in Blut getaucht. Doch es wird der dritte sein, der die Apokalypse über die Menschheit bringt. Und seine Zeit ist gekommen ... Adam Sabir hütet Nostradamus' verlorene Prophezeiungen. Er ist der einzige, der die Identität des dritten Antichristen entschlüsselt hat und das Aufsteigen des Tyrannen verhindern kann. Das Schicksal der Welt liegt in Adams Händen ...

Der krönende Abschluss der nervenzerfetzenden Nostradamus-Trilogie.